

Kein Säufer, kein Schläger

Neutestamentliche Kriterien für das Bischofsamt

Von Thomas Söding

Für die Katholische Kirche hat das Bischofsamt größte Bedeutung, mindestens in der Theorie, oft auch in der Praxis. Wer bei „katholisch“ sofort an den Papst denkt, sollte bedenken, dass der selbst ein Bischof ist: der Bischof von Rom. Das Zweite Vatikanische Konzil hat die ganze Theologie des kirchlichen Amtes an den Bischöfen festgemacht. Die Priester, die für die allermeisten Gläubigen das Gesicht der Kirche sind, werden nur als „Mitarbeiter“ der Bischöfe eingeführt. Von den zahlreichen „Laien“, die in der Kirche Dienst tun, ist noch gar keine Rede. Das Konzil sagt: Auf die Bischöfe kommt es an. Sie sollen Hirten und Lehrer sein: überzeugte und überzeugende Boten des Glaubens, die allen Gläubigen den Weg weisen. Sie sollen in ihren Diözesen das Sagen haben, letztlich auch in allen Fragen der Verwaltung, der Finanzen, der Personalführung. Das Kirchenrecht hat es festgeschrieben. Dass Bischöfe heute mit ihren Pfarrern, mit Kaplänen, mit Laienvertretern und Gemeinden diskutieren müssen, um Überzeugungsarbeit zu leisten, ist einfach ein Gebot der Zeit, das alle Führungskräfte beachten müssen, ändert aber nichts am Grundsatz, der dem katholischen und orthodoxen Kirchenbild entspricht.

Diese Theologie des Bischofsamtes stößt auf ein starkes Echo. Die meisten Katholiken wollen einen guten Bischof haben. Warum? Nur weil sie autoritätshörig sind? Oder weil sie dem Amt etwas zutrauen? Wenn es Probleme gibt, wird an Kritik nicht gespart. Das wäre vor einiger Zeit nur hinter vorgehaltener Hand geschehen; heute geschieht es in der Öffentlichkeit. Wer will sich darüber beklagen? Aber selbst wenn es zu Skandalen kommt, an denen es in der Geschichte der Kirche nie gefehlt hat, und ein Bischof gehen muss, will das katholische Kirchenvolk nicht etwa das Amt abschaffen, sondern einen neuen, einen besseren, einen glaubwürdigen Bischof.

Der Bischof hat eine Vertrauensposition. Darauf lässt sich bauen. Aber überzogene Ansprüche schaden nur. Wer sich mit den Anfängen des Bischofsamtes beschäftigt, kommt auf den Boden der Tatsachen zurück und hat die Möglichkeiten, neu nach den Stärken und Schwächen, den Aufgaben und Grenzen eines Bischofs zu fragen – und Kriterien zu sehen, wie ein Bischofsstuhl zu besetzen, eine Krise zu meistern, eine Reform zu gestalten ist.

Eine wichtige Frage

Die Wurzeln des Bischofsamtes liegen im Neuen Testament. Doch erst am Ende des Urchristentums beginnt es Profil zu gewinnen – nicht überall, aber in der Paulustradition, besonders in den „Pastoralbriefen“, die sich an Timotheus und Titus richten. Der Eindruck, den die Schreiben heute hinterlassen, ist zwiespältig. Einerseits wollen sie Frauen aus der kirchlichen Öffentlichkeit zurückdrängen und sie auf den häuslichen Bereich festlegen; das hat den Ruf der Pastoralbriefe bei den modernen Zeitgenossen ruiniert. Andererseits nennen sie Kriterien, an die sich alle halten sollen, die Bischof werden oder einen Bischof wählen und einsetzen wollen. Das ist von frappierender Aktualität. Die Kriterien sind von einer Nüchternheit und Klarheit, die an der Zeit ist. Hier verdienen die Pastoralbriefe eine neue Chance.

Nach der Mehrheitsmeinung der Exegese sind die beiden Timotheusbriefe und der Titusbrief um die Jahrhundertwende oder sogar noch etwas später entstanden. Sie ahmen die originalen Paulusbriefe nach, liefern aber keine Kopie, sondern entwickeln die vorgegebenen Formen kreativ weiter. In der Antike war das ein probates Stilmittel; jeder wusste, welches Spiel gespielt wurde: In einer neuen Herausforderung besinnt man sich auf die Anfänge und lässt in der Form eines neu geschriebenen Textes diejenigen sprechen, an denen man sich orientieren will. Die Literaturwissenschaft unterscheidet zwischen historischen und idealen Autoren und Adressaten. Das ist für die Pastoralbriefe wichtig: Sie sind Paulus-, Timotheus- und Titusbriefe, aber nicht in einem historischen, sondern einem idealen Sinn.

Die Situation, die sie vor Augen stellen, ist die eines Überganges. Er ist schwierig, muss aber gelingen. Er ist schwierig, weil es Streit gibt: um Paulus und die richtige Theologie, um die moralischen Ansprüche der Kirche und die Fehlbarkeit ihrer Repräsentanten. Er muss gelingen, weil die Kirche sonst keine Zukunft hat. Nach den Pastoralbriefen schreibt Paulus, seinen Tod vor Augen, an Timotheus und Titus, seine Meisterschüler: Er gibt Anweisungen, wie sie die Gemeinden in Kleinasien (der heutigen Türkei) und Kreta (was vielleicht für ganz Griechenland steht) so organisieren, dass sie auch in Zukunft die Herausforderungen meistern können, wenn der Apostel als Ansprechpartner nicht mehr zur Verfügung steht. Die Pastoralbriefe idealisieren den Übergang von Paulus zu seinen Nachfolgern, damit die Kirche aller Zeiten sich an diesem Modell orientiert.

Am wichtigsten ist die Qualität der Lehre. „Gesund“ soll sie sein (1Tim 1,10; 2Tim 1,13; 2Tim 4,3; Tit 2,1), „gut“ (1Tim 4,6) und „wahr“ (2Tim 2,15; Tit 1,9). Also ist eine Theologie gefragt, die nicht krank macht, sondern heilt und nicht schwach ist, sondern stark. „Gut“ ist sie, wenn sie „wahr“ ist; „wahr“ ist sie, wenn sie Gott mit den Menschen verbindet – so wie Jesus es getan hat.

Aber nicht nur die Inhalte müssen stimmen, auch die Strukturen müssen passen und die richtigen Personen gefunden werden. Alles hängt an ihrer Glaubwürdigkeit.

Eine stürmische Entwicklung

In den Briefen an Timotheus und Titus rückt der „Bischof“ in eine Schlüsselposition. Das griechische Wort heißt „Episkopos“, wörtlich übersetzt: „Aufseher“, neudeutsch: „Supervisor“. Das Wort hat von Haus aus nichts Heiliges an sich; aber es macht in der Kirche eine steile Karriere. „Episkopen“ kennt die antike Welt im Vorstand und als Schatzmeister eines Vereins, als Aufpasser in einem Betrieb, als Vorgesetzte einer Behörde. Im Ersten Petrusbrief aber heißt es auf einmal: „Ihr hattet euch verirrt wie Schafe; jetzt aber seid ihr heimgekehrt zum Hirten und Bischof eurer Seelen“ (1Petr 2,25). Gemeint ist Jesus Christus. Vielleicht sollte man „Episkopos“ hier besser mit „Hüter“ übersetzen. Aber der christologische Fanfarenstoß ist unüberhörbar (vgl. 1Petr 5,4).

Der Ton der Pastoralbriefe ist gedämpfter. Aber er kündigt eine stürmische Entwicklung voran. Der Philipperbrief, der eine Generation früher geschrieben sein dürfte und zweifellos von Paulus ganz persönlich stammt, redet in der Adresse zusammen mit der Gemeinde auch „Episkopen“ und „Diakone“ an (Phil 1,1). Die Einheitsübersetzung von 1979 schreibt „Bischöfe“. Das ist merkwürdig. Denn die christliche Gemeinde von Philippi hat damals, etwa fünf Jahre nach ihrer Gründung, wohl kaum mehr als hundert, zweihundert Mitglieder. Selbst wenn es einige mehr gewesen sein sollten – wie kann es dort „Bischöfe“ – im Plural – gegeben haben? Jedenfalls nicht, wenn das Wort dieselbe Bedeutung hat wie später in der Kirchengeschichte. Besser wäre eine Übersetzung, die das Funktionale betont: „Aufseher“, vielleicht auch: „Vorsitzende“.

Das wäre im Ersten Timotheusbrief (1Tim 3,1-7) und im Titusbrief (Tit 1,7) gleichfalls keine falsche Übersetzung. Das Bischofsamt ist ein Dienst. „Dienst“ ist auch der einzige neutestamentliche Terminus, der theologisches Gewicht hat (während „Amt“, von Luther aufgebracht, eigentlich aus der Politik kommt und ursprünglich die Nähe zu weltlichen Aufgaben betonen sollte). Weil das Bischofsamt „Dienst“ ist, auf Griechisch: Diakonie, ist auch eine Theologie, die bei der Dienst-Leistung ansetzt, nicht unter der Würde eines Bischofs.

Aber gegenüber dem Philipperbrief haben sich die Verhältnisse erheblich verändert. Das Wort ist gleich geblieben; aber seine Bedeutung hat sich gewandelt. Die Entwicklung lässt sich nicht nur an den Pastoralbriefen beobachten. Lukas erzählt in der Apostelgeschichte, Paulus habe am Ende seiner dritten Missionsreise, um sein kommendes Leiden wissend, die Presbyter aus Ephesus nach Milet eingeladen, um sie auf ihre kommenden Aufgaben vorzubereiten (Apg 20,17-38). Aus ihren eigenen Reihen würden Sprecher auftreten, die mit falschen Lehren Verwirrung stiften. Desto wichtiger sei es, dass sie, „vom Heiligen Geist zu Bischöfen bestellt“, sich als „Hirten“ bewähren, die „für die Kirche Gottes sorgen“ (Apg 20,28).

Eine starke Führungsfigur

Der „Episkopos“ der Pastoralbriefe ist eine Führungsfigur. Er ist vor allem Seelsorger und Lehrer. Er ist der Leiter der Kirche vor Ort. Er ist der *frontman* der Christen einer Stad (zu der auch das Umland gehörte). Er hat das Sagen, in des Wortes doppelter Bedeutung: Er soll den Mund aufmachen und die „gesunde Lehre“ verbreiten; er soll auch die Richtlinienkompetenz haben und die Kirche, freundlich aber bestimmt, anleiten, den Weg des Glaubens zu finden. Dazu muss er selbst vorangehen: Er muss nach draußen gehen, in die Öffentlichkeit, und der Kirche eine Stimme geben; er muss aber auch nach drinnen gehen, in sein eigenes Leben und mit Gott ins Reine kommen. Das Studium der Heiligen Schrift (1Tim 4,13), das Beten (1Tim 2,1f.), der Austausch mit anderen – all das hilft, nicht dirigistisch zu werden, schon gar nicht diktatorisch (1Tim 5,1), sondern durch gute Lehre, durch kluge Überzeugung, durch Einfühlungsvermögen und Standfestigkeit die Kirche zu leiten.

Man kann an den Pastoralbriefen kritisieren, dass sie zu sehr auf das Amt und zu wenig auf die Gemeinde achten. Aber zu den Charismen hatte sich der Apostel Paulus in seinen Briefen an die Korinther und die Römer, indirekt auch in denen an die Galater, die Thessalonicher und die Philipper eingehend geäußert. Für Paulus ist die Kirche ein lebendiges Ganzes mit vielen verschiedenen Gaben, die alle ihren Beitrag leisten – nicht alle auf die gleiche Weise, nicht alle in derselben Verantwortung, aber alle zusammen. Paulus kann durchaus Unterschiede machen: „Also hat Gott in der Kirche eingesetzt: 1. Apostel, 2. Propheten, 3. Lehrer“ (1Kor 12,28). Wenn etwas Hierarchie genannt werden kann, dann das. Aber die ganze Kirche lebt von Kooperation, von wechselseitiger Diakonie, von den vielen, die ihre Stärken einbringen und die der anderen fördern.

Die Pastoralbriefe wollen dieses Bild des Paulus nicht zerstören. Sie haben ja die älteren Paulusbriefe nicht von der Bildfläche verdrängt, sondern auf ihre Weise gewürdigt. Doch sie sehen, dass das paulinische Kirchenmodell weiter entwickelt werden muss. Es braucht neue Konstruktionen, die tragfähig sind, wenn die Zeit sich dehnt und im Interesse des Glaubens festere Strukturen ausgebildet werden müssen.

Einen Zwischenschritt geht der Epheserbrief, der nach herrschender Meinung gleichfalls nicht dem Apostel persönlich, sondern – wenn man einen offenen Begriff wählen darf – einer Art Schule des Paulus zuzuschreiben ist. Paulus hatte in seinem Kirchenbild den Apostel als „Architekten“ gesehen, der das Fundament legt, das „kein anderes ist ... als Jesus Christus“ (1Kor 3,11). Der Epheserbrief verschiebt das Bild: Jesus ist der „Eckstein“, der alles ausrichtet; aber das „Fundament“ sind die „Apostel und Propheten“ (Eph 2,20f.), auf denen die Kirche aufbaut. Alle tragen dazu bei, „Evangelisten, Hirten und Lehrer“ haben eine besondere Verantwortung (Eph 4,7-13). Die Pastoralbriefe verlängern diese Linie, indem sie den Bischof, aber auch Presbyter und Diakone ins Scheinwerferlicht rücken.

Ein guter *teamworker*

So dezidiert die Pastoralbriefe Position beziehen und Positionen beschreiben: Vieles ist unklar und historisch im Fluss: Gab es pro Stadtgemeinde immer nur einen Bischof? Kommt der Bischof aus dem Kreis der Presbyter, der Ältesten? Lassen sich die Aufgaben des Bischofs und des Presbyters ganz genau trennen? Was dürfen, was sollen die Diakone? Die Exegese, die nicht nur die Texte interpretiert, sondern auch die historischen Verhältnisse erforscht, die sie widerspiegeln, ist bei aller methodischen Selbstkontrolle nicht einfach „objektiv“, sondern höchst engagiert – und kann es nicht anders sein. Auf der einen Seite steht das Interesse, die spätere Entwicklung, die zum sakramentalen Weiheamt, zum dreigliedrigen *ordo* mit Bischof, Presbytern und Diakonen geführt hat, dadurch zu legitimieren, dass sie, wenigstens im Kern, auf das Neue Testament zurückgeführt wird. Aber es hilft nichts spätere Entwicklungen auf das Urchristentum zurückzuprojizieren.

Auf der anderen Seite verfolgen viele Exegesen das Interesse, die Legitimität der katholischen Amtstheologie infrage zu stellen, indem sie die Unterschiede betonen. Doch so wenig die Parole gilt, dass nicht sein kann, was nicht sein darf, so wenig beweist die Offenheit des Neuen Testaments schon ein: „Nichts ist unmöglich“. Man muss argumentieren, kritisieren und reflektieren, was dem Glauben dient, der Liebe und der Hoffnung.

Der „Monepiskopat“ (eine Stadt –ein Bischof) hat sich erst deutlich später durchgesetzt. Aber er liegt durchaus in der Perspektive der Pastoralbriefe. Die Briefe an Timotheus und Titus sprechen vom „Bischof“ immer im Singular, anders als bei Diakonen und Presbytern. Das kann man auf das Amt und den Typ deuten, aber es ist durchaus naheliegend, beides mit einer Person zu verbinden. Das gilt umso mehr, wenn der Bischof für die Einheit der Kirche steht, die der Leib Christi ist. Das ist das eigentlich theologische Argument. Es wird nicht dadurch geschwächt, dass es nicht explizit im Neuen Testament auftaucht, sondern erst bei paulinisch geprägten Kirchenvätern.

Allerdings ist die Kirche, neutestamentlich betrachtet, in ihrer Einheit kein massiver Block, sondern der vielgliedrige Organismus des Leibes Christi. In den Pastoralbriefen ist davon zwar wenig zu sehen. Aber immerhin wird klar, dass der Bischof nicht isoliert ist, sondern mitten in der Gemeinde steht und eng mit anderen zusammenarbeiten soll, die gleichfalls Verantwortung tragen.

Typisch ist das Gegenüber und Miteinander von Bischof und Diakonen (1Tim 3,1-13). In der Liturgie, in der Caritas und Katechese – eigentlich sind die Diakone die die klassischen „Mitarbeiter“ eines Bischofs.

Keineswegs klar das Miteinander von Bischof und Presbytern. Die „Ältesten“ kennt man aus der Ordnung von Synagogen. Wird aus ihrem Kreis der Bischof gewählt (1Tim 5,17)? Bilden sie eine Art geistlichen Rat? Stehen sie den Hausgemeinden einer Stadt vor? Das alles lässt sich im Spiegel der Pastoralbriefe nur undeutlich erkennen, hat aber Konsequenzen für die Theologie des Amtes und die ökumenische Bedeutung der Exegese.

Eine echte Begabung

Ein Bischof übt in der Kirche eine wichtige Funktion aus. Aber ein Funktionär ist er nicht. Man könnte von einem „Pastor“ sprechen, einem Hirten (vgl. Apg 20,28; Eph 4,11; 1Petr 5,2). Aber die Pastoralbriefe (obwohl sie so heißen) haben keine ländlichen, sondern städtische Metaphern. Sie sehen die Kirche nicht als Herde, sondern als Haus (1Tim 3,15f.). Der Bischof wird als der Herr dieses Hauses gesehen, als Mann des öffentlichen Lebens. Nicht nur in der Kirche, auch auf dem Forum soll er eine gute Figur machen. Niemand braucht einen Marktschreier; aber einen Mann des Wortes braucht die Kirche schon. Der Bischof soll ein „Geistlicher“ sein, der sich für Politik interessiert (1Tim 2,1f.), ein Lehrer, der weiß, wie das Leben spielt (1Tim 1,18ff.), ein Nachfolger des Apostels, der sich durch das große Vorbild Paulus inspirieren lässt, seine eigene Sprache des Glaubens zu finden (1Tim 4,6).

So wie der Bischof kein Verwaltungsbeamter ist, wiewohl er viel mit Organisationsfragen zu tun hat, ist auch die Einsetzung des Bischofs kein Verwaltungsakt, wiewohl sie gut organisiert sein will. Die Pastoralbriefe sagen: Es braucht eine Liturgie mit Handauflegung und Gebet. Die Handauflegung ist eine sprechende Geste, das Gebet eine stille Bitte. Mit Magie hat das nichts zu tun, mit dem, was man später Sakrament nennt, aber sehr viel.

Die Pastoralbriefe beschreiben allerdings nicht die Liturgie einer bischöflichen Inthronisation. Das wäre aberwitzig. Sie sind schlicht und bescheiden. Es gibt in den Schreiben auch widersprüchliche Angaben, die nicht ganz leicht auszugleichen sind und vielleicht eher unterschiedliche Traditionen vor Ort als eine einheitliche Praxis widerspiegeln. Nach der einen Stelle haben die Ältesten Timotheus die Hände aufgelegt (1Tim 4,14), nach der anderen war es Paulus selbst (2Tim 1,6). Einmal soll Timotheus anderen – und niemandem vorschnell – die Hände auflegen (1Tim 5,22); ein andermal wird Titus nur aufgefordert, Presbyter (Älteste) einzusetzen, ohne dass gesagt wird, wie er es tun soll (Tit 1,5). Mal wird betont, dass das Wort von Propheten aus den Gemeinden die entscheidende Rolle spielt (1Tim 1,18; 4,14); mal wird die Kompetenz des Timotheus und Titus betont, auszuwählen und einzusetzen (1Tim 5,22; Tit 1,6-9).

Wie auch immer: Die Handauflegung ist keine leere Geste. Verbunden mit Gebet ist sie eine durch und durch religiöse Handlung. Sie bittet um Beistand – im Vertrauen, erhört zu werden. Sie ruft den Geist herab, „nicht einen Geist der Verzagtheit, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit“ (2Tim 1,7). Sie verleiht ein eigenes „Charisma“, eine spezifische Amtsgnade (1Tim 4,14). Es ist die Gnade, die Kirche vor Ort in der Kraft des Geistes zu leiten und bei der Wahrheit des Evangeliums zu halten. Der Volksmund sagt: Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand. Das Evangelium sagt: Wen Gott in Dienst nimmt, schenkt er auch die Gnade.

Ein bestimmter Typ

Wenn die Aufgabe eines Bischofs so wichtig ist, ist es entscheidend, die richtigen Leute zu finden. Die Pastoralbriefe richten auf die Auswahl große Aufmerksamkeit. Deshalb werden für den Bischof – und ganz ähnlich auch für Diakone (1Tim 3,8-13) – lange Kriterienkataloge aufgestellt. Sie waren damals aktuell; sie sind es heute wieder. Die nächsten Parallelen fanden sich damals in sogenannten „Amtsspiegeln“: in Auflistungen, welche Qualitätsmerkmale das Führungspersonal in der Politik, bei der Polizei, im Rechtswesen, bei Wirtschaftsunternehmungen aufweisen sollen. Die nächsten Parallelen würde man wohl auch heute dort finden, wo *head hunter* nicht nur Manager des schnellen Geldes suchen, sondern Menschen, die eine nachhaltige Entwicklung steuern können.

Die Tugenden, die innerhalb der Kirche gefragt waren und sind, waren und sind profan. Viele ältere Exegeten haben sich über die Bürgerlichkeit der Pastoralbriefe mokiert und die Fixierung auf Sekundärtugenden kritisiert. Aber es gibt gar nicht so selten Situationen, in denen alle froh sind, wenn ihr Standard eingehalten wird. Was steht geschrieben?

Im Ersten Timotheusbrief: „¹Wenn einer Bischof werden will, strebt er nach einer guten Aufgabe. ²Der Bischof muss untadelig sein, der Mann nur einer Frau, nüchtern, besonnen, integer, gastfreundlich, lehrbegabt, ³kein Trinker, kein Schläger, sondern gütig, nicht gewalttätig, nicht geldgierig, ⁴ein guter Vorsteher seines eigenen Hauses, ein Erzieher seiner Kinder zu Gehorsam und Anstand (⁵wenn einer seinem eigenen Haus nicht vorzustehen weiß, wie will er dann die Gemeinde Gottes leiten?), ⁶kein Neubekehrter, damit er nicht aufgeblasen dem Gericht des Teufels anheimfällt. ⁷Er muss aber auch einen guten Ruf bei den Außenstehenden haben, damit er nicht beschimpft wird und in eine Falle des Teufels tappt“ (1Tim 3,1-7).

Im Titusbrief: „⁷Der Bischof soll untadelig sein als Hausverwalter Gottes, nicht eigensinnig, nicht jähzornig, kein Säufer, kein Schläger, kein Wucherer, ⁸sondern gastfreundlich, gütig, besonnen, gerecht, fromm und beherrscht“ (Tit 1,7f.).

Verblüffend ist die Nüchternheit der Kriterien. Sie schließt sofort alle religiösen Spinner, alle spirituellen Hochseilartisten, alle exaltierten Showmänner aus, aber auch alle verknöcherten Bürokraten, alle dogmatischen Betonmischer, alle Scheuklappenträger. Für Sektierer und Zeloten ist an der Spitze der Kirche kein Platz. Fürstlicher Prunk lässt sich mit dem Bischofsbild der Pastoralbriefe nicht vereinbaren. Bodenständig sollen die Bischöfe sein, lebensklug und erfahren. Sie sollen keinen Konvertiteneifer an den Tag legen, sondern mit dem christlichen Glauben seit längerem vertraut sein. Sie sollen Tugenden an den Tag legen, die in der Antike höchstes Ansehen genossen haben, aber weder speziell jüdisch noch christlich sind. Gastfreundschaft ist am wichtigsten; dass sie nur Glaubensgenossen gewährt werden soll, wird mit keiner Silbe gesagt.

Auch dass man ein guter Familienvater sei und seine Kinder gut erzogen habe, bevor man für das Bischofsamt in Frage kommt, gehört zum traditionellen Pflichtencodex der Zeit. Aufhorchen lässt: „Mann nur einer Frau“ – Monotheismus und Monogamie gehören schon bei Jesus zusammen. Besonderer Wert wird auf die Lebensführung, auf die ethischen Einstellungen und moralischen Haltungen gelegt: Besonnenheit, Güte, Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung – das alles sind allgemein menschliche Tugenden, nicht speziell christliche. Die Frömmigkeit wird erwähnt, und damit kommt Gott ins Spiel. Aber kultivierte und praktizierte Religiosität gehört in der Antike einfach dazu, wenn man ein öffentliches Amt übernehmen will. Dass hier in den Pastoralbriefen eine spezifisch christliche, jüdisch fundierte Frömmigkeit gemeint ist, muss und kann man vom Kontext her erschließen. Allgemein verbreitet ist das Urteil, dass Verantwortung für andere derjenige am besten übernehmen kann, der sein Verhältnis zu Gott geklärt hat. Für einen Bischof sollte das selbstverständlich sein; es ist aber wohl nicht überflüssig, es eigens zu erwähnen, zumal wenn jemand unbedingt in der Kirche Karriere machen will.

Ein Abstinenzgebot kennen die Paulusbriefe nicht; sie wollen keine puritanischen Bischöfe. Schließlich wird die Eucharistie mit Brot und Wein gefeiert. Aber der Zusammenhang von Alkoholismus und Gewalt steht ihnen vor Augen: Kein Säufer, kein Schläger! Die Friedfertigkeit sollte selbstverständlich sein, auch wenn die Antike durchaus rüde Erziehungsmethoden kennt (Spr 3,12: „Wen der Herr liebt, züchtigt er – wie ein Vater seinen Sohn“; vgl. Hebr 12,7). Das Wort Gottes darf nicht eingepregelt werden. Und Alkohol? In Maßen! Es gilt das Gebot der Nüchternheit, aber auch der Wachsamkeit. „Trink nicht nur Wasser!“, so der Rat an Timotheus (1Tim 5,23). Ein wenig Wein nützt der Gesundheit.

Zur Nüchternheit, die aus den Kriterienkatalogen für einen Bischof und für Diakone spricht, gab es zur Zeit der Pastoralbriefe allen Anlass. Denn viele besonders Ambitionierte hatten sich einer „sogenannten Gnosis“ verschrieben (1Tim 6,20), einer Art christlicher Esoterik, die durch exzessive Engelverehrung, durch die Verbannung der Sexualität aus dem Glaubensleben, durch religiös begründete Abstinenz eine höhere Stufe des Glaubens erklimmen wollten. Davon hält der Verfasser der Pastoralbriefe, der im Namen des Paulus schreibt, rein gar nichts. Eine positive Schöpfungstheologie muss getrieben werden, sonst kann man auch nicht vernünftig von Erlösung sprechen. Mit Leibfeindlichkeit hat der christliche Glaube nichts zu tun. Man darf seinen Schutzengel haben – aber es wäre ein Glaube voller Angst, der nicht darauf baute, dass Gott durch Jesus Christus ein für alle mal alles zur Rettung der Menschen getan und dass die Glaubenden in Christus „nichts von der Liebe Gottes scheiden“ kann (Röm 8,39).

Ein gutes Modell

Zur Nüchternheit bei der Auswahl von Bischöfen gibt es auch heute allen Grund. Es brauchen keine Heiligen zu sein; aber sie müssen in ihrem Verhalten ethischen Maßstäben genügen, die allgemein gültig sind. Das allein genügt nicht: Theologische Bildung und geistliches Leben gehören dazu. Aber ohne die moralischen Grundstandards geht es nicht an. Das war nie strittig, und ist es auch heute nicht. Haben die Pastoralbriefe darüber hinaus Bedeutung?

„Ordinatio Sacerdotalis“, das Lehrschreiben Johannes Paul II., dass nur Männer zu Priestern geweiht werden können, geht auf die Pastoralbriefe gar nicht ein. Sie kennen wahrscheinlich Frauen als Diakone (1Tim 3,11) – so wie Paulus auch (Röm 16,1f.). Aber sie wollen, dass Frauen nicht in der Kirche öffentlich lehren (1Tim 2,8-15). Gott sei Dank hat sich die Kirche daran nicht gehalten. Dass es gegenwärtig heißt, nur Diakone und Priester dürften während der Eucharistiefeier die Homilie halten, darf den Blick nicht trüben. Innerhalb und außerhalb der Kirchengebäude, innerhalb und außerhalb von Liturgien haben immer wieder auch Frauen ihre Stimme erhoben: Katharina von Siena und Theresa von Avila, Edith Stein und Hildegard von Bingen sind nur einige der Prominenten. Äbtissinnen und Gemeindeschwestern, in jüngerer Zeit auch Katechistinnen, Lehrerinnen und Pastoralreferentinnen – wer wollte ernsthaft auf ihr Wort verzichten? Die Pastoralbriefe können kein Sprechverbot rechtfertigen. Ihre frauenfeindliche Begründung, Eva sei als zweite erschaffen, habe aber als erste gesündigt, wird in keinem einzigen offiziellen Lehrdokument der Katholischen Kirche zitiert (wenn das Schriftstellenregister im Denzinger-Hünemann, der Standardausgabe der Lehrdokumente nicht trügt).

Aber auch bei den Kriterien gilt: Die Kirche hat sich nie sklavisch an die Vorschriften der Pastoralbriefe gehalten – zu Recht. Die Checklisten für Bischöfe, Presbyter und Diakone sind höchst zeitbedingt. Sie sind nicht in Stein gemeißelt, sondern sollen zu ihrer Zeit und in ihrem Umfeld für eine Bestenauslese sorgen. Die Kirche hat sich immer die Freiheit genommen, neue Regeln zu finden, die in die Zeit und zum Amt passen. Die Vorstellungen, wer ein guter Bischof werden kann und wie ein guter Bischof leben soll, haben sich geändert und werden sich weiter ändern.

Kein Konvertit? Ambrosius, eine der ganz großen Bischofsgestalten, wird von Mailands Christenvolk zum Bischof erwählt, obwohl er noch gar nicht getauft war. John Henry Newman wurde 1847 bereits zwei Jahre nach seiner Konversion zum Priester geweiht. Augustinus hat seine bewegte sexuelle Vergangenheit in seinen „Konfessionen“ nicht verschwiegen und zwar nicht zur Mutter seines Kindes, aber wenigstens zu seinem Sohn gestanden – man stelle sich vor, wie man sich gegenwärtig die Mäuler über einen solchen Bischof mit Vergangenheit zerreißen würde. Augustinus würde heute an jedem Gutachten der römischen Bischofskongregation scheitern.

Ein guter Ehemann und Vater? In der Orthodoxie dürfen zwar Priester (vor der Weihe) heiraten; es werden aber nur Mönche, die ehelos leben, zu Bischöfen gekürt. In der katholischen Kirche gilt der Zölibat sogar für alle Priester. Ganz wenige Ausnahmen bestätigen die Regel: Evangelische Pfarrer, die verheiratet sind und nach ihrer Konversion katholische Priester werden, geben selbstverständlich ihre Ehe nicht auf. In katholischen Diözesen, die nicht römisch, sondern uniert sind, gibt es im Regelfall verheiratete Priester, darunter einen, der Mitglied der Internationalen Theologenkommission im Vatikan ist. Allein diese Ausnahmen zeigen, dass von einem Dogma keine Rede sein kann – abgesehen davon, dass man explizit den Pastoralbriefen widerspräche. Aber umgekehrt kann auch niemand mit Berufung auf die Pastoralbriefe die römische Koppelung zwischen Zölibat und Priestertum ablehnen. Der Zölibat ist ein Zeichen der Nachfolge Jesu. Ist es nicht sinnvoll, das Priesteramt mit diesem Zeichen zu versehen? Die Diskussion darf nicht auf Zweckmäßigkeit reduziert werden. Sie muss Teil einer Diskussion über die Erneuerung der Kirche, über das Miteinander von Bischöfen und Priestern, von Klerikern und Laien sein. Nur dann ist sie fruchtbar.

Die Debatte hat begonnen. Aber sie steht schon wieder in der Gefahr, sich auf Verfahrensfragen zu fokussieren. Tatsächlich haben die Pastoralbriefe aber in all ihren Grenzen ein Potential, das kirchenrechtlich nicht ausgeschöpft ist. Ohne dass jemand in seiner Umgebung auch von den Nichtchristen, jedenfalls den verständigen unter ihnen, anerkannt ist, kann er kein Bischof werden. Ein Bischof, der keinen guten Leumund hat, ist untragbar. Ein Bischof wird in sein Amt durch Handauflegung und Gebet eingesetzt, wobei einmal die Ältesten im Blick stehen, einmal Timotheus, dem seinerseits der Apostel Paulus die Hände unter Gebet aufgelegt hat. Aber der Bischof muss auch von den Gemeinden akzeptiert werden, für die er wirkt. Fehlte die Zustimmung, wäre er fehl am Platz. Die Gemeinden sind nach den Pastoralbriefen an der Wahl beteiligt. Allerdings nicht per Mehrheitsentscheidung nach einem Wahlkampf, sondern durch ein qualifiziertes Zeugnis des Heiligen Geistes aus dem Mund von Gemeindevertretern. Die Pastoralbriefe sprechen von Worten der Prophetie – und haben nicht vergessen, dass Propheten die Zeugen des Glaubens sind, amtlich gebunden oder nicht, die erkennen, was die Stunde geschlagen hat, und in der Lage sind, die Zeichen der Zeit zu deuten, als auch einen Menschen gut zu beurteilen.

Die Pastoralbriefe diskutieren die Auswahlkriterien für die Wahl eines Bischofs als Typ-Frage. Nüchtern und geistvoll zu sein, glaubensfest und friedfertig – wer Bischof werden will oder werden soll, muss das zusammenbringen. Er darf auf den Heiligen Geist setzen, der seine Kirche leitet, und auf die Gebete der Gläubigen. Er muss aber auch an sich arbeiten, den Erwartungen gerecht zu werden. Es ist eine theologische Leistung der Pastoralbriefe, einen solchen Typ Bischof gebildet zu haben. Die Kirche kann von ihm nur profitieren. Kein Wunder, dass die Alte Kirche hier Maß genommen hat.

Auch die Ökumene kann von den Pastoralbriefen und ihrem Bild der Bischöfe profitieren. Wenn die Katholiken vom kirchlichen Dienst, der ihnen so wichtig ist, so sprechen wollen, wie es dem Maßstab der Heiligen Schrift entspricht, müssen sie anerkennen, dass zwischen „Bischof“ und „Presbyter“ nicht so scharf unterschieden werden kann, wie es die gegenreformatorische Theologie versucht hat. Das schafft Spielraum für die Bewertung der Entwicklungen in der Reformation, die – jedenfalls in Deutschland – nicht evangelische Bischöfe, wohl aber Pfarrer aufweisen konnte. Die „apostolische Sukzession“, die zur Debatte steht, ist die lebendige Tradition des Glaubens, die Sache aller Gläubigen ist und deshalb der Dienst derer ist, die zur öffentlichen Verkündigung des Glaubens und zur Spendung der Sakramente berufen und bestimmt, beauftragt und bevollmächtigt sind. Der Bischof ist nach den Pastoralbriefen derjenige, der dafür vor Ort die Gesamtverantwortung hat und, so ist man von den Pastoralbriefen zu glauben eingeladen, dafür kraft Handauflegung und Gebet die nötige Gnade erhält, diesen Dienst zu leisten. Wenn aber das, was der Sache nach des Bischofs ist, in bestimmten Situationen und Konstellationen dem Worte nach auch von Presbytern geleistet wird, kann nicht von einem Mangel oder Fehlen des Amtes gesprochen werden.

Die Evangelischen sind gefragt, ob sie wirklich die gegenwärtig von vielen vertretene These aufrechterhalten wollen, dass schon in der Taufe alle Möglichkeiten gegeben sind, das Bischofsamt in der Kirche auszuüben und dass allein Gründe der guten Ordnung dazu führen, dass nur einzelne durch die Ordination berechtigt werden, diese Möglichkeit auch wahrzunehmen. In den Pastoralbriefen steht es anders. Wenn deren Position im Kern nicht übernommen wird, steht es schlecht um die theologische Anerkennung der Ämter und damit der evangelischen Kirchen.

Beide Seiten müssen die Fixierung auf eine mechanische Sicht der Handauflegung und der Kette ihrer Abfolgen aufgeben. Sonst geht es immer nur um die Kritik der anderen, nicht der eigenen Position. Von der Kollegialität der Bischöfe wäre keine Rede mehr, in der sich die von Paulus betonte Gemeinschaft der Apostel (Gal 2,1-10) darstellt.

Beide Seiten müssen sich bewegen Die Pastoralbriefe geben starke Anstöße. Sie diskutieren nicht den *worst case*, dass ein Bischof sein Amt aufgeben muss, weil er den Ansprüchen, die es stellt, nicht genügt – und wie das geht. Aber sie setzen darauf, dass es gute Bischöfe geben kann und geben wird und dass sie ihren Dienst für die Kirche leisten, wenn man kritisch genug bei der Auswahl der Personen ist.